

RUSSLAND

„Wir bitten nicht um Gnade“

Moskaus Jubel über den Sieg in Dagestan war voreilig. Die Muslime haben weite Gebiete der bettelarmen Kaukasusrepublik islamisiert.



FOTOS: P. J. KASSIN

Russische Soldaten in Dagestan: „Es gibt hier keinen Hausherrn mehr“

Die erste Begrüßung in Gimry ist freundlich. „Allahu akbar“ steht mit grüner Schrift auf einer Tafel, die das Ortsschild ersetzt: „Allah ist groß“.

Die Russen in ihren Panzerwagen, die nach Dagestan gekommen sind, um „islamistische Terroristen“ zu jagen, nehmen es als Folklore. Sie lassen sich auch vom zweiten Schild nicht irritieren. Darauf steht ein Spruch des Propheten: „Jeder muss sterben, aber nicht alle haben wirklich gelebt.“

Die Panzer sind auf dem Weg in die Berge: Der Konflikt mit den muslimischen Rebellen an der Grenze zu Tschetschenien, der von der Armeeführung schon für „weitgehend“ beendet erklärt worden war, ist gleich an mehreren Stellen wieder aufgeflammt.

In Gimry kam einst der Imam Schamil zur Welt. Der legendäre Feldherr hatte bereits vor anderthalb Jahrhunderten den Widerstand gegen die „Ungläubigen“, damals die zaristischen Eroberer, organisiert.

Jetzt stehen Gimrys Einwohner stumm vor ihren Häusern und beobachten, wie der gepanzerte Wurm der Russen Schlag-

löcher in die mühsam geplante Schotterstraße reißt. Nicht, dass sie überschäumende Sympathie für den Tschetschenen Schamil Bassajew empfinden, dessen Freischärler seit Wochen Dagestan in Aufregung versetzen. Aber die Russen sind hier schon gar nicht erwünscht. Was haben sie Dagestan bisher auch gebracht? „Nichts“, sagt Mohammed Abdulhadschijew, ein Arbeiter aus dem Wasserkraftwerk, der die stählerne Prozession vor der Dorfmoschee verfolgt. Das Bethaus mit angeschlossenem „islamischem Bad“ ist ein Werk seines Ururgroßvaters Scheich Abdul Hadschi. Der war in Gimry zur Jahrhundertwende Imam, er hat die Straße für den Viehauftrieb gebaut und Weingärten angelegt, bevor ihn die Russen deportierten.

„Seitdem hat niemand mehr irgendetwas für Gimry getan“, sagt Abdulhadschijew. „Die Sowjets haben in ihren 70 Jahren kein Haus und keine Schule erbaut, und auch der dagestanische Staat war hier nie präsent.“ Mohammed fährt nicht mehr in das abgelegene Kraftwerk, seit 20 Monaten schuldet ihm die Führung in der Hauptstadt Machatschkala den Lohn. Die meis-

ten Kollegen haben den Job aus Angst vor Kidnappern quittiert.

Dagestan, das kaukasische Babylon, in Russlands Wohlstandstabelle auf dem drittletzten Platz aller 89 Provinzen, versinkt in Korruption und Kriminalität. Ohne Bakschisch geht nichts in Machatschkala.

Ethnische Clans haben Ölwirtschaft, Fischerei und Banken, auch die Schlüsselposten in Politik, Polizei und Justiz unter sich aufgeteilt. Opposition wird gnadenlos bestraft: In der neuerbauten Dschuma-Moschee von Machatschkala ermordeten Unbekannte voriges Jahr den dagestanischen Mufti. Ein Sprengsatz, der dem Bürgermeister zugedacht war, verfehlte nur knapp sein Ziel. Dafür blieben 17 tote Anwohner und mehrere zerstörte Häuser zurück.

„Es gibt hier in Dagestan keinen Hausherrn mehr“, sagt Scharullah Hadschibagomedow, „und daran sind die Russen Schuld.“ Neulich erst war er in Wolgograd, dem ehemaligen Stalingrad. Dort sei inzwischen die ganze Bevölkerung dem Suff verfallen. Warum? „Wenn sie nüchtern seien, würden sie von den alltäglichen Problemen erdrückt, haben mir die Russen geantwortet. Von diesem Volk, den Okkupanten des Kaukasus, wollen wir Dagestaner nicht mit in die Tiefe gerissen werden.“

Scharullah ist 34, sieht mit seinem wuschigen schwarzen Bart aber eher aus wie 50. Er trägt eine kurzläufige MPi neben dem Sprechfunkgerät, genagelte Springerstiefel und ein grünes Barett. Im Dorf nennen sie ihn „General Scharullah“, er ist Militärkommandant von Karamachi, einer 5000-Seelen-Gemeinde im Hochland von Zentraldagestan. Karamachi versteht sich seit vorigem Jahr als „unabhängiges islamisches Territorium“. „Achtung!“, warnt ein Schild am Ortseingang: „Alle Verletzungen der öffentlichen Ordnung werden vor einem Scharia-Gericht verhandelt.“

Das Kampfgebiet der Bassajew-Freischärler ist 100 Kilometer entfernt. Doch auch hier, eine Autostunde südlich von Machatschkala, dröhnen jetzt Kanonen. Fauchend bohren sich Fliegerraketen in die Felder vor dem Dorf. Wie das benachbarte Tschabanmachi gilt Karamachi als Hort des puritanischen Islam – ein Zentrum des „Wahhabismus“, wie die Russen in schlichter Vereinfachung sagen. Sie nutzen die Gunst der Stunde, um unter dem Vorwand, tschetschenische Invasoren zu bekämpfen, im Landesinnern die Islamisten auf Vorderrmann zu bringen. Doch jetzt haben es die Soldaten mit eingesessenen Bauern zu tun, die ihren eigenen Grund und Boden verteidigen.

Viele dagestanische Gemeinden haben die Lehre des Propheten zur einzig gültigen Ideologie erklärt. Moskaus Bemühen, den Muslimen mit Feuer und Schwert beizukommen, ist so aussichtslos wie der Kampf mit dem siebenköpfigen Drachen.

Karamachi galt bis vorige Woche als das bekannteste islamische Dorf. Bevor die



„Islamisches Territorium Karamachi“ in Zentraldagestan: „Auch Russlands Rettung liegt in Allahs Hand“

Russen kamen, wehte vor dem Gebäude des alten Dorfsowjet die grüne Fahne des Propheten. Die Baracke nebenan, früher ein Dorfladen, war Behelfsmoschee – „damit die Händler vom Markt schnell mal beten gehen konnten“, sagt der General. Er streift die Schuhe ab und verneigt sich gen Mekka, als säße er noch immer am Schreibtisch des ehemaligen Dorfvorsitzenden.

Dabei hat er diesen Platz inzwischen mit einer Hügelstellung einen Kilometer weiter östlich vertauscht. Als die Russen an der tschetschenischen Grenze ihre Panzer wendeten, um auch mit den „Extremisten“ von Karamachi abzurechnen, hat Scharullah das Dorf räumen lassen. „Sie verstehen nichts von uns“, seufzt der General. „Wir wollen hier die Gesetze Allahs durchsetzen. Es geht nicht darum, allein den Rücken in der Moschee zu beugen, uns geht es um eine neue Lebensweise.“

Was das in der Praxis bedeutet, kann man im Scharia-Gericht besichtigen. Eine Frau aus Karamachi hat einen Hirten auf Schadensersatz verklagt, sie hatte ihm eine Kuh anvertraut. Doch während der Hirte schlief, fraß sich die Kuh auf dem Nachbaracker so mit Kartoffeln voll, dass sie an qualvollen Blähungen verstarb. Das Gericht kommt schnell zum Urteil: Der Mann habe die Kuh zu ersetzen.

Die Frau ist zufrieden, früher hätte sie hunderte Rubel Bestechungsgeld gebraucht, um vielleicht nach Monaten in der Kreisstadt überhaupt bis zum Gerichtssekretär vorzudringen. Der Hirte nimmt den Spruch ohne Widerstand hin – die neue örtliche Macht, mit den Waffen der vorigen Jahr aus dem Dorf gejagten Polizisten ausgerüstet, lässt nie mit sich spaßen.

Dann kommt ein Mann aus Wolgograd zu Wort, er hat seit 1992 bei einem der Bauern vergebens Geld für geliefertes Viehfutter einzutreiben ver-

sucht. Auch ihm verhelfen die grünen Richter zu seinem Recht. „Sieben Jahre hat die Staatsanwaltschaft die Sache nicht geklärt, wir haben es an einem Tag geschafft“, freut sich General Scharullah. „Die Menschen wollen ehrlich leben, der Glaube an Allah hilft ihnen dabei.“

Seine Leute haben im Nachbarort Waruch auch die Felder abgemäht, auf denen sechs Bauern für die Mafia der Kreisstadt Buinaksk Opium-Mohn anbauen. Jahrelang sah die Polizei tatenlos zu. Dann nahm sich Scharullahs Trupp der Schutzgelderpressung auf der Kreisstraße an, wo Kriminelle vorbeifahrende Lkw auszu-rauben pflegten. Er machte die Erpresser ausfindig, brachte sie in die Moschee von Karamachi und drohte, sie vor versammeltem Volk in Stücke zu hauen. Die Wegelagerer ließ spürbar nach.

Die Dörfler hatten das Land der Kolchose „Leninscher Komsomol“ unter sich aufgeteilt, das Inventar verkauft und für den Erlös eine Gasleitung in den Ort gelegt. Bis vorvoriges Wochenende noch buddelten sie neben prachtvollen Kohlfeldern die neuen Kartoffeln aus. Das Gemüse war bei russischen Händlern begehrt, im Sommer mussten Saisonkräfte angeheuert werden.

Die Machthaber in Machatschkala, die noch vor wenigen Jahren den Bau von Moscheen verhiinderten und Bärtige für vogelfrei erklärten („Ein Wahhabit ist schlimmer als hundert Ungläubige“), hatten vor genau einem Jahr die Oberhoheit über Karamachi zurückzugewinnen versucht – mit einem Großaufgebot an Polizei und einer wilden Schießerei. Dann willigten sie in einen Kompromiss ein: Im Sowjet, im Zimmer neben Scharullah, amtierte pro forma ein weltliches Dorfoberhaupt. „Der Mann kümmerte sich um Renten und Kinderbeihilfen und führte den Briefverkehr mit den Behörden, das war’s“, sagt der General.

Die Herren im fernen Moskau freilich haben sich nie mit den Feinheiten kaukasischer Lebensart befassen mögen. So wie der Kreml die Tschetschenen mit den Folgen des letzten Krieges allein ließ und damit Muslim-Zeloten wie Bassajew Zulauf verschaffte, verweigert er jetzt in Dagestan jeden Dialog mit den Islamisten.

Kaum glaubten die Russen, die tschetschenischen Stoßtrupps besiegt zu haben, setzten sie zum Schlag gegen die islamischen Dörfer in Innern des Landes an. Ramasan Abdulatipow, einziger dagestanischer Minister im Jelzin-Kabinett, hatte

vor einer solchen Wende gewarnt: In Dagestan werde militärische Gewalt nichts bewirken, sondern sämtliche ethnischen Geschwüre des Vielvölkerstaates aufbrechen lassen.

„Wir bitten nicht auf Knien um Gnade“, sagt Scharullah, der seit einer Woche mit Maschinengewehren und Granatwerfern den Widerstand gegen die russische Armee dirigiert. Auf beiden Seiten gibt es bereits über 50 Tote. Der General spürt trotzdem Rückhalt: „Nur Allah weiß, wie es weitergehen wird.“ Auch Russlands Rettung liege allein in Allahs Hand.

CHRISTIAN NEEF



Straßenposten bei Karamachi: „Sie verstehen nichts von uns“